









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 2.

Elbing, den 3. Januar.

1893.

## Die Dorfprinzessin.

Roman von B. M. Capri.

6)

Nachdruck verboten.

Diese vortheilhafte Veränderung in dem Aeußeren ihrer Nase konnte Christl's scharfem Blick nicht entgehen, und es durchfuhr sie der Gedanke, daß Marie, so wie sie nun geworden war, Anton, der ja ohnedies gern mit dem Mädchen verkehrt hatte, wohl gefallen und aus der Freundschaft der beiden Liebe entstehen könnte. Das begann an ihrem Innern zu nagen, und in der Steigerung ihrer Abneigung gegen Marie konnte sie am besten ermeßsen, wie viel Antheil an derselben die Eifersucht hatte. Sie hatte Anton verschmäht; daß er aber deshalb sich einer anderen, sich Marie sollte zuwenden können, das konnte sie nicht fassen.

Sie hatte allerdings keinen anderen Anhaltspunkt für ihre Vermuthung, als daß sie, die eines Nachts aufgeblühen war, um Marie's Heimkehr zu erwarten, gesehen hatte, wie ihre Nase strahlenden Auges und heiteren Angesichts vom Tanze zurückgekommen war, begleitet von einer Gruppe von Mädchen und Burschen. Die fröhliche Gesellschaft hatte dem Mädchen noch durch das Fenster des Wohnzimmers, welches Marie geöffnet, Abschiedsgrüße zugerufen. Und sie hatte Anton's Stimme zu vernehmen geglaubt. — War er wirklich dabei gewesen? — Sie erfuhr nichts gewisses darüber, weil Niemand im Hause mit ihr darüber sprach; sich aber bei andern danach zu erkundigen, das wollte sie nicht, dessen schämte sie sich. Sie konnte, sie mochte dies Leben nicht mehr länger dulden — ihre Unthätigkeit, ihre Vereinsamung begannen schwer auf ihr zu lasten.

In nächstlicher, schlafloser Stunde erwog sie bei sich, wie es sich wohl anfangen ließe, Anton, wenn er sich wirklich ihrer beschiedenen Nase zugewendet hätte, von derselben zu entfernen. Sie hatte Anton zwar arg mitgespielt, allein er hatte sie zu heiß geliebt, als daß er ihrer Meinung nach seine Neigung bereits ganz besiegt, den Schmerz um ihren Verlust völlig überwunden haben konnte. Vielleicht bedurfte es nur ihres Wiedererscheinens, um die unvollständig geheilte Wunde wieder bluten, um ihn Marie ein zweites Mal abwendig zu machen. Ihr Spiegel, in den sie

fleißig sah, sagte ihr noch immer dieselben schmeichelhaften Dinge wie früher.

Würde sie beim Tanz in dem reichen Putz, welchen kein anderes Mädchen so wie sie zu ordnen verstand, erscheinen, dann — dessen war sie überzeugt — konnte es nicht fehlen, daß sie siegte, wo sie siegen wollte. Und sie beschloß, die Macht ihrer Netze demnächst zu erproben.

Es war Sonntag. Der Hofbauer ließ sich an diesem Tage beim Frühstück etwas mehr Zeit als gewöhnlich; er dehnte sich bequem im Armstuhl und las in Ruhe seine Zeitung. Es drängte ihn heute nicht, damit fertig zu werden.

Der Gang zur Kirche ward Valentin nun jedes Mal zur Qual. Vom halbverlegenen Kopfsüßen des Schulzen an bis zum frechen Anstarren der ledigen Burschen, die sich mit vorgestrecktem Bein auf seinem Weg aufpflanzten, mußte er jedesmal bei diesem Gang eine Reihe von Demüthigungen ertragen. „Ob es wohl jemals anders werden wird?“ fragte er sich heute; „so etwas festigt sich durch die Dauer, und nichts kann es mehr ändern, als — das Auswandern — oder der Tod!“

Da unterbrach seine Tochter den Lauf dieser nichts weniger als angenehmen Gedanken.

„Water,“ sagte Christl recht bestimmt und kurz, „heut' Abend müssen wir hinüber zum Anhammer, da pflanzen sie den Maibaum auf; das ganze Dorf wird dort sein, und es wird dann recht lustig hergehen.“

Der Hofbauer starrte das Mädchen an, als wäre es nicht bei Trost; er fuhr mit der Hand an das Ohr und machte eine kleine Wendung nach ihr hin.

„Hab' ich recht gehört?“ fragte er; „sag' mir das noch einmal, Christl!“

Das Mädchen wiederholte das merkwürdige Ansinnen.

„Zum Anhammer willst Du — Du? Was ist das wieder für ein unüberlegtes Geschwätz!“

„Glaubt denn der Herr Water, ich soll meine jungen Jahre für immer verbringen, wie's in der letzten Zeit geschehen ist? Soll ich hinter dem Ofen sitzen und gähnen, während sich die andern?“ — hier schoß sie einen Blick auf Marie — „ganz fröhlich unterhalten?“

„Du mußt es wohl ertragen, wie Du Dir's selber gemacht hast, Du magst wollen oder nicht; wenn man sich selber etwas eingebrockt hat, heißt es: Frisch und couragirt aueßessen! Es ist einmal nicht anders.“

„Es ist nit so arg, wie sich's der Vater einbilden thut, gehört doch die Marie auch zur Familie und die wird stets von allen gut aufgenommen, und tanzt sogar, wie sie erzählt, nit wenig, seit ich nit mehr da bin. Sie warten ja nur, daß wir den Anfang machen; sobald wir wieder hingingen, Vater, ist alles wieder gut; Ihr sollt es sehen. Wenn nur der erste Schreck vorüber ist, da kommen sie alle wieder zur Besinnung. Um den Müsse Anton, den' ich, brauchen wir uns just am End' nit zu kümmern. Wär auch nit übel, wenn's anders wär, Vater! Wenn wir, der Hofbauer und seine Tochter, ihnen schon so viel nachgeben, daß wir den Anfang machen und ihnen damit völlig die Hand zur Versöhnung reichen, so denke ich, das ist genug!“

„Nun freilich“, erwiderte der Hofbauer halb spöttlich. „Die Teufelskerle hätten uns ja eigentlich längst um Verzeihung bitten sollen für das Unrecht, das wir ihnen angethan haben.“

„Mag es sein wie es will, Vater, ich bleib' nimmer zu Haus! Ich will auch tanzen und mich unterhalten, wie die Marie! Und — geht? Wir geh'n heut' Abend zum Anhammer hinüber?“

„Ich geh' nit,“ sagte der Hofbauer kurz.

„Dann geh' ich allein!“ entgegnete Christl barsch.

„Du gehst allein?“ fragte der Hofbauer gedehnt; „meine Tochter lehnt sich allein gegen's ganze Dorf auf?“

„Die Marie muß mit mir!“

„Die Marie? Na freilich, das arme Dirndl, daß 's nur ja g'wiß seinen gehörigen Theil abbekommt von den Beleidigungen, die Dir nit ausbleiben werden!“

„Und ich geh' doch!“ entschied Christl eigenfönnig; „willst mit, Marie?“

Der armen Marie hatte sich schon bei Beginn dieses Gesprächs das Herz schmerzhaft zusammengezogen. Also hin wollte Christl, und Anton sollte sie wieder in ihrem Bus und in ihrer vollen Schönheit sehen, sie, die er doch so sehr geliebt hatte! Und wenn gleich die Liebe zu ihrer Base, trotz all' ihrer blühenden Schönheit, nicht wieder in ihm erwachte, es würde den armen Anton doch quälen, sie so vor sich zu sehen und ihr fremd gegenüber zu stehen, fremder als jeder anderen. Wie würden bei ihrem Anblick all' die süßen und bitteren Erinnerungen der Vergangenheit, die kaum verblaßt waren, wieder in ihm erwachen!

Und wenn Anton litt, dann war es ja auch um ihr eigenes, harmloses Vergnügen vollständig geschehen. Zudem war es leicht möglich, daß die Dinge gar nicht so glatt ablaufen würden, wie ihre Base in ihrem Hochmuth und ihrer Selbstüberschätzung wähnte. Marie hatte manches reden gehört und mußte gar wohl, wie erbittert man noch immer gegen Vater und Tochter war.

Und so dachte und dachte sie, und war so

darein vertieft, daß ihre Base die Frage wiederholen mußte. „Ich will schon,“ erwiderte sie; „aber ich möcht' Dir's nit rathen — jetzt noch nit!“

„Freilich wohl,“ spottete Christl, „die Jungfer möcht' halt gern der Hahn im Korbe bleiben und fürchtet sich, daß sie von mir ausgestochen wird. Sei ruhig, Du kannst Dir Deinen Anton schon behalten; ich mach' im Leben keinen Anspruch mehr an ihn.“

„Christl!“ schrie Marie vormurksvoll auf, und ihre sanften blauen Augen füllten sich mit Thränen.

Die boshafte Base aber rieb sich die Hände unter dem Tisch aus Freude darüber, daß das Wort so gut getroffen hatte. Es war auch nicht anders beabsichtigt; denn Schonung gegen andere hatte sie niemals geübt.

Als Christl noch ganz klein gewesen war, hatte es ihr bereits Freude bereitet, anderen weh zu thun, und wenn sie mit den winzigen Händchen die Nachbarskinder bei den Haaren reißen und kraken konnte und diese darüber jämmerlich aufschrieen, da lachte sie und sprang vor Freuden, daß es possirlich genug anzuschauen war. Aber possirlich bleibt so etwas nicht; es wächst mit den Jahren und artet aus, wo es in früher Kindheit geduldet wurde. Das sollten sich die bewundernden Eltern, die frühlich mitlachten, gesagt sein lassen.

Ähnliche Erwägungen tauchten, nun es zu spät war, in der Seele des Vaters auf; er schaute sein Kind mißbilligend an und schüttelte den Kopf.

„So bleib's dabei,“ sagte Christl nach einer Weile; „ich und die Marie gehen heut' Abend zum Anhammer; wenn es regnet, laßt uns der Herr Vater einspannen; 's wär' schad' um meinen Bus, — und ein Wagen sprung ist's ja auch nit bis dahin; ist's fest?“

„Fest? Daß ich nit wüßt; allein könnt ihr beiden Frauenzimmer nit hin,“ sagte der Hofbauer.

„Wenn die Marie nit will, geh' ich mit der Creßsenz.“

„Unsinn! Wenn Dir's noch zu wohl ist, — wenn Du auf alle Fäll' mit einem Satz wieder in den Kummer und den Zorn hineinspringen mußt, da muß wohl wieder der Vater mit seinen starken Schultern, die freilich das, was jetzt vorgeht, zum ersten Male im Leben schwer tragen, herhalten. Wer weiß, was dort geschieht!“

„Was soll denn gescheh'n?“ rief Christl ungeduldig; „was können sie mir denn anhaben? Zum Lachen ist's. Meiner Seel!“

„Was sie Dir anhaben können? Das fragst? Na, sei's wie's sei! Meinen Schutz will ich Dir nit entzieh'n, so lang' ich leb'; schließ' ich einmal die Augen und tragen sie mich hinaus zu meiner guten Alten, dann stehst Du allein genug in der Welt, dann schütz' Dich Gott mein armes Kind, wenn's Dein Vater nit mehr kann!“

Christi suchte die Aeseln; selbst diese Worte rührten sie nicht; denn wie der Vater so dasaß, stark, kräftig und gesund, und dabei vom Sterben sprach, schien es ihr beinahe lächerlich. Daß sich der alte Mann in seinem tiefen Herzensgram langsam auszuleben begann, wie ein kräftiger, plötzlich vom Wurm angegriffener Stamm, daß die sonst so festen Wangen ein klein wenig schlaff auszusehen begannen, die Nase mehr hervortrat, das Haar in kurzer Zeit arg ergraut war, und die Furchen auf der Stirn sich vertieften, das bemerkte sie nicht, oder wollte es nicht bemerken, weil es ihr doch nur eine unangenehme Empfindung verursacht hätte.

War denn der Vater auch sterblich? Er, der Hofbauer, der reichste Mann der Gemeinde, der die kleinen Häusler alle auskaufen konnte, wenn er wollte?

Daß er einmal sterben könnte, daran hatte sie nie gedacht; es gehörte dies auch zu den unbequemen Erwägungen, mit denen sie sich nicht abgeben wollte. Und so ging sie denn guter Dinge an die Vorbereitung ihres abendlichen Putzes.

Der Hofbauer lehnte mit halb geschlossenen Augen in seinem Sorgenstuhl. Endlich sah er auf und erblickte sich gegenüber Marie's sanftes Gesicht, aus welchem ihn die treubergigen Augen mitleidig ansahen. „Und wenn's einmal zum Sterben kommt“, sagte er, wie in Fortsetzung seines Gedankenganges, „was soll dann mit Dir geschehen, Marie?“

Das Mädchen näherte sich ihrem Onkel und ließ ihre von der Arbeit raube, aber kleine, zartgeformte Hand in seine offene, breite Rechte fallen. „Warum“, so fragte sie sanft, „gibt sich der Herr Better denn gar so traurigen Gedanken hin?“

„Wir müssen alle einmal daran, mein Kind, und in meiner jetzigen Ehamkeit sehn' ich mich sehr nach meiner Alten. Ich muß jetzt so viel an sie denken; schlaß' ich ein, so steht sie im Traum vor mir, schaut mich an und nickt, als wollt' sie sagen: „Bei mir wirst es gut haben; komm nur!“

„Ah hab'!“ sagte Marie bewegt, mit unsicherer Stimme, „der Herr Better ist gesund und stark und wird noch lange —“

„Wie Gott will!“ unterbrach er sie und neigte das Haupt. Dann aber sah er sie eine Weile an ohne zu sprechen. „Marie!“ sagte er endlich, „Du warst immer brav gegen mich, das werd' ich Dir nit vergessen; wenn es sein sollte, daß ich einmal plötzlich sterbe, Marie, so bitte ich Dich, verlaß' halt Du die Christi nit. Du siehst es ja, selbst weiß sie sich nur zu ihrem eigenen Schaden Rath, das arme, störrische Ding. Und — wenn mich der Herr sagen wrd: „Was hast aus dem Kind, das ich Dir anvertraut hab', gemacht, Hofbauer?“ werd' ich antworten müssen: „Ich hab's in Hoffart und Eigensinn verderben lassen, Du Vater im Himmel!“ — das hab' ich allerdings in meiner Unwissenheit draus gemacht!“

Marie legte tröstend die Arme um den Hals des tief gebeugten Mannes; so viel wie jetzt hatte der Hofbauer noch nicht zu ihr gesprochen, seit sie ihn kannte. „Wenn's Euch beruhiger kann, Herr Better“, sagte sie, „ich werd' die Christi nit verlassen und für sie thun, was in meinen schwachen Kräften liegt, aber Ihr wißt ja, wie sie ist — so selbstständig und —“

„Und eigenwillig!“ ergänzte der Hofbauer; „es möchte niemant' was mit ihr zu thun haben.“

„So mein' ich's nit“, entgegnete Marie leise; „aber sie wird mich nit um sich haben wollen, und ich werd gar wenig für sie thun können, beim besten Willen.“

Der Hofbauer seufzte tief auf und sagte muthlos: „Wir können's jetzt nicht mehr ändern. Wie Gott will!“

(Fortsetzung folgt.)

## Manuigfaltiges.

### — Die älteste Universität.

Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Nicht in Europa ist die älteste Universität, sondern in Afrika, und zwar in dem marokkanischen Fez. Es ist die keruinische Universität, so genannt von ihrer Gründerin, Fatme der Heiligen aus Kairuan in Tunesien, und diese Gründung erfolgte im 9. Jahrhundert nach Christi. Sie ist also nicht bloß die älteste Universität, sondern sie war auch eine Zeit lang, während des zehnten und elften Jahrhunderts, fast die einzige Quelle des Wissens für arabische und christliche Studenten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damals, wo Paris, Oxford, Cambridge, Padua und Bologna noch keine Universitäten hatten, Studenten aus Andalusien, Frankreich und sogar auch England nach Fez wanderten und dort gemeinsam mit Tunesiern, Tripolitanern, Egyptern u. s. w. studirten. Fez ist noch heute der westliche Hauptstz der muhamedanischen Theologie. Ein englischer Gelehrter, Stepean Donsal, der längere Zeit in Fez war, hat die dortigen Universitätsverhältnisse eingehend erforscht und darüber in der „Fortnightly Review“ einen Artikel veröffentlicht, dem wir die folgenden Einzelheiten entnehmen. Die keruinische Universität liegt in der Mitte der Stadt und nimmt einen Flächenraum von drei bis vier Hektaren ein. Es ist mehr ein Komplex von Moscheen, als ein einheitliches Gebäude, mit vielen Minarets von glasirten Backsteinen, mit friedlichen Höfen, in denen Springbrunnen sprudeln, und Mauern, die mit Matten behängt sind. Der Eintritt erfolgt durch kupferne Thore von alter kostbarer Arbeit, überragt von Schnitzereien in Ebenholz, die

der Sage nach von Geber, dem Architekten der Giralda in Sevilla, herrühren. Das Pflaster besteht überall aus Backsteinen, die von den Gläubigen mit Teppichen belegt werden, auf denen sie beten und oft auch schlafen. Das Ganze ist zugleich ein Karavanferail, eine Bibliothek, eine Moschee und eine Universität. Es sind immer viele Leute da und die Thore sind weder Tag noch Nacht geschlossen. Wie alle richtigen Universitäten, ist auch die Keruina eine Republik, die sich selbst regiert und nur pro forma eine höhere Autorität anerkennt. Sie begreift in sich die Fuzis, die eigentlichen Professoren, und die Emins, soviel wie Beigeordnete; aber diese beiden Gattungen haben mit der Demokratie nicht bloß der Gläubigen und der Studenten, sondern auch der Maulthier- und Kameeltreiber zu rechnen, die in diesen Räumen verkehren; der Sultan selbst kann nichts gegen diese Privilegien ausrichten. Vor drei Jahren setzte er den Mokka dem ab, den Rektor der Universität, der sein Amt auf Grund des Erbrechts durch seine direkte Abstammung von der heiligen Fatme besitzt; es erhob sich aber ein solcher Sturm unter der Bevölkerung der Universität, daß die Absetzung wieder rückgängig gemacht werden mußte. Der Sultan ergriff den Ausweg, daß er erzählte, sein Vater sei ihm im Traume erschienen und habe ihn gebeten, den Mokka dem wieder einzusetzen. Seitdem hat sich der Sultan nicht wieder in die Angelegenheit der Universität eingemischt. Der wissenschaftliche Werth der Keruina ist natürlich nicht groß, der größte Theil der Studenten kann kaum lesen und schreiben; sie haben in der Regel eine Elementarschule besucht und den Koran auswendig gelernt, das ist ihre ganze Vorschule. Auf der Universität besteht ihr Studium darin, daß sie ihre Unwissenheit vervollständigen durch das äußerliche Studium der Bofhari (einer Art Talmud des Muhamedanismus), der Astrologie und des Prophetenthums. Nur wenige Begabtere sind klüger genug, die Mathematik zu studiren, die ganz in der Tradition der arabischen Wissenschaft stecken geblieben ist; Andere werden Juristen, die Zahl sämmtlicher Studenten beträgt etwa tausend, darunter etwa 400, die freie Verpflegung haben. Die Studirenden kommen aus allen Theilen der muselmännischen Welt, um Priester, Lehrer oder Richter zu werden. Die Freischüler bekommen eine ziemlich magere Kost aus der Stiftung, die noch von Fatme herrührt, und alle Jahre ein Gewand, ihre einzige Kleidung. Sie schlafen in den Höfen

der Moschee, trinken das Wasser der Springbrunnen und essen trockenes Brod dazu. Wenn sie von ihren Familien noch unterstützt werden, beziehen sie eine gewölbte Zelle in der Nachbarschaft der Keruina. Andere bekommen. Unterkunft bei irgend einem Kaufmann der Stadt, dem sie, als Entgelt für Kost und Wohnung, verschiedene Dienste leisten; sie besorgen ihm Ausgänge, füttern sein Maulthier u. dgl. So bringen sie die vier bis fünf vorgeschriebenen Jahre zu, nach deren Verfluß sie Lehrer, Priester, Notare, Friedensrichter u. s. w. sind. Aber höhere Staatsämter können sie nicht gewinnen; die Paschas und Radis werden alle aus der Militärkaste genommen. Einmal im Jahre, Ende Mai, bekommen die Studenten Ferien, die sie in origineller Weise an den Ufern des Fez-Flusses zubringen. Der Sultan liefert ihnen die Zelte, in denen sie übernachten, und ihr Essen betteln sie sich durch Deputationen in der Umgegend zusammen. Ueber die Einzelheiten des Unterrichts an der Keruina kann sich ein Fremder nur sehr schwer Kenntniß verschaffen. Herr Bonsal hat sich überzeugt, daß die Bibliothek eine große Anzahl Bände europäischen Ursprungs enthält, aber Niemand liest sie, weil Niemand fremde Sprachen versteht. Für die Geographie giebt es Karten, auf denen Marokko stets den Ehrenplatz einnimmt; daneben ist noch das Mittelmeer, Egypten, Syrien, Arabien und Konstantinopel. Persien und Rußland kommen mit einer Erwähnung weg, von Frankreich, England u. s. w. ist keine Spur zu finden. Wie bei den Studenten der übrigen Welt, so spielt auch bei jenen der Keruina die Liebe eine große Rolle; nur daß die Liebe bei ihnen untrennbar ist von der Elbe. Diese wird ihnen allerdings sehr leicht gemacht, da die Scheidung in Marokko ungemein leicht ist. Man kann sich auf die bequemste Weise der Welt für vierzehn oder auch für acht Tage verheirathen. Die Studenten der Keruina machen davon den ausgiebigsten Gebrauch; es besteht sogar zwischen ihnen und ihren Grisetten eine Art stillschweigenden Vertrags: keine Studentenfrau macht den Anspruch, ihren Studienmann in seine Heimath zu begleiten, wenn er nach Beendigung seiner Studien die Universität verläßt.

---

Verantwortlicher Redakteur: George Spizer  
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarß  
in Elbing.